

Interview für «sunny» mit Dr. Ellen Ringier (30. Oktober 2001)

Not amused

Dr. Ellen Ringier, Gattin des Verlegers Michael Ringier, hat so viel Geld, dass sie locker aufs Arbeiten verzichten könnte. Dennoch arbeitet sie bis an ihre physischen Grenzen. Ihr Lohn sind Freundschaften mit Menschen aus allen Schichten.

Interview: Guido Biland

Frau Ringier, wir blicken auf ein turbulentes Jahr zurück: Börsentalfahrt, Pleiten, Entlassungen, Terror, Krieg, Swissair-Desaster – welche Bilanz ziehen Sie persönlich aus diesem Jahr?

Für mich war dieses Jahr ein katastrophales Jahr! Besonders betroffen haben mich zwei schreckliche Ereignisse in der Familie meines Mannes. Sie haben die Familie monatelang belastet, aber auch den Zusammenhalt gefördert. Da wird einem plötzlich bewusst, wie wehrlos wir Krankheit und Tod ausgeliefert sind. Noch nie in meinem bald 50-jährigen Leben habe ich unsere Verwundbarkeit so hautnah gespürt wie dieses Jahr.

Dieses Gefühl haben wohl viele Menschen auch am 11. September erlebt...

Als ich die Bilder von den einstürzenden Twin Towers im Fernseher sah, konnte ich fast nicht glauben, dass das alles keine Fiktion war. Das hat mich unglaublich erschüttert. Auf der anderen Seite bin ich aber auch von der Reaktion der amerikanischen Elite enttäuscht. Ich habe von ihr gescheiterte Lösungen erwartet als ein Flächenbombardement in Afghanistan.

Wie hat Sie das Schicksal der Swissair berührt?

Da ist es mir wie den meisten Schweizern ergangen: Kaum jemand hätte es je für möglich gehalten, dass man ein solches Unternehmen in so kurzer Zeit in den Ruin treiben und die Arbeitsplätze von über 10'000 gut qualifizierten Mitarbeitern vernichten kann. Es gibt Erklärungen dafür, aber wirklich begreifen kanns niemand.

Stellen Sie nach all den Schicksalsschlägen einen Trend zu mehr Solidarität in der Schweiz fest?

Leider trifft das Gegenteil zu. Unsere Gesellschaft entsolidarisiert sich mehr und mehr. Die Reaktionen auf den Swissair-Skandal sind da eine Ausnahme.

Was bedeutet das für Ihre Mission, Geld für karitative NPO-Projekte aufzutreiben?

Im Moment beisse ich praktisch überall auf Granit. Wohlhabende Unternehmer sagen mir unisono, dass kein Geld mehr für wohltätige Zwecke vorhanden sei. Wenn ich nach dem Grund frage, höre ich Klagen über Börsenverluste, unbefriedigende Geschäftsergebnisse oder die Folgen des 11. Septembers. Abgesehen davon ist Zivilcourage nicht gerade eine Vorzeigetugend der Schweizer.

Wie schaffen Sie es unter diesen Umständen, dennoch an Spendengelder heranzukommen?

Wenn man sich wie ich jahrelang für sinnvolle Projekte einsetzt und auf Qualität achtet, erwirbt man mit der Zeit ein gewisses Vertrauen. Das hilft mir sehr. Es hilft mir auch, wenn die Geldgeber grundsätzlich meine Auffassung teilen. Jedes gesellschaftliche Handeln ist politisch, und obwohl ich parteilos bin, wird auch mein Engagement letztlich politisch interpretiert. Da ist ein gewisser Konsens schon auch eine Bedingung.

Das heisst, wer spendet, spendet primär für Ellen Ringier und nicht für eines ihrer Projekte?

Ja, das ist oft so. Ich muss zugeben, dass ich den Namen Ringier schamlos missbrauche: Ohne diesen Namen würde ich es wohl nirgends weiter schaffen als bis ins Vorzimmer des CEOs. Mein Name öffnet Türen, und das macht meine Arbeit erst möglich.

Ist Ihr Renommee als Fundraiserin nicht manchmal auch eine Hypothek?

Durchaus. Es gibt Leute, die gleich die Strassenseite wechseln, wenn sie mich kommen sehen, weil sie befürchten, ihre Begegnung mit mir könnte sie etwas kosten. Abgesehen davon scheuen einige auch die Konfrontation mit unangenehmen Themen. Es hat sich ja mittlerweile herumgesprochen, dass ich nur ungern übers Wetter und das Garderoben-Inventar der letzten Jetset-Party rede. Ich führe mein Leben und stehe für die Sachen ein, die ich gut finde. Manche finden das grauenhaft.

Wofür stehen Sie eigentlich ein? Was möchten Sie mir Ihrer Arbeit erreichen?

Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass das Gefühl der Solidarität für die persönliche Entwicklung und das Selbstvertrauen enorm wichtig ist. Ich habe mich in meinem Elternhaus sehr geborgen gefühlt. Meine Mutter hat mir nie Vorschriften gemacht, wie ich zu denken habe. Für sie zählte nur eins: dass ihre Kinder einmal in der Lage sind, ihr Leben zu meistern und soziale Verantwortung zu übernehmen. Wenn man als Kind die Erfahrung

macht, dass man an seiner individuellen Entwicklung nicht gehindert wird, bekommt man ein Urvertrauen mit auf den Weg, das sich in schwierigen Lebenssituationen als grosse Hilfe erweist. Ich glaube, dass vielen Menschen in unserer Gesellschaft diese Kraft fehlt, weil sie eben nicht das Glück hatten, bereits in jungen Jahren als eigenständige Persönlichkeiten akzeptiert und geliebt zu werden. Daher fühle ich mich verpflichtet, das Gefühl der Solidarität hier und dort am Leben zu erhalten.

Was verstehen Sie unter Solidarität, ganz profan?

Der Mindeststandard von Solidarität ist Zuhören. Wer sich in einer Gemeinschaft geborgen fühlt, hat keine Angst vor Andersdenkenden und kann sich ohne Stress auf sie einlassen. Mir ist allerdings auch klar, dass Zuhören anstrengend ist. Ich mache mir da keine Illusionen: Wer ohnehin schon permanent gestresst ist – und das sind heute die meisten –, gewöhnt sich das Zuhören schnell ab. Vielleicht sollten wir uns gelegentlich fragen, wie viel Stress wir uns wirklich leisten wollen. Es ist schon bedenklich, wie viele Menschen tagein, tagaus unter Konformitäts- und Beschaffungsstress leiden.

Wenn man reich ist, bleibt einem das sicher erspart...

Da haben Sie natürlich Recht. Vielleicht ist das auch der Grund, warum ich den Sinn des Lebens eher in meinem humanistischen Engagement suche. Meine Familie war vermögend, und schon als junge Frau wusste ich, dass ich nie des Geldes wegen arbeiten muss. Da werden materielle Dinge von selbst nebensächlich. Aber glauben Sie nicht, dass man als reicher Mensch automatisch immun gegen Sinnfragen ist. Man lernt dann einfach umso schneller, dass die herzliche Umarmung einer Freundin mit keinem Geld der Welt wettzumachen ist. Meine Arbeit ist ganz wichtig für mich. Wer das Privileg hat, reich zu sein, steht in der Pflicht, andern beizustehen. Ich betrachte meine ehrenamtliche Tätigkeit als Dankeschön für eine sehr glückliche Jugend und die Unterstützung vieler Menschen, denen ich im Leben begegnet bin.

Worin besteht Ihre Tätigkeit denn konkret?

Ich stelle mich verschiedenen NPOs als Geschäftsführerin oder Beraterin zur Verfügung. Daneben beschaffe ich die nötigen Mittel, um sie vernünftig zu betreiben.

Auch eine Art von Beschaffungsstress...

Sie sagen es. Mein Frust besteht vor allem darin, dass in der bürgerlichen Welt oft der Empfängerhorizont für die Not der Menschen fehlt. Nur wenige haben so etwas wie eine Antenne für die Schicksale leidender Menschen. Die meisten denken, dass die Bezahlung der Steuerrechnung Solidarbeitrag genug an die Gemeinschaft sei. Ich bin täglich mit dem

Phänomen konfrontiert, dass uns der Wohlstand blind gemacht hat für die Sorgen der Menschen. Das Wort «Wohlstandsverwahrlosung» trifft diesen Zustand ziemlich gut.

Wie viel kommt denn in einem durchschnittlichen Jahr an Spenden so zusammen?

So über den Daumen rund eine halbe Million.

Zeigen sich die Leute, denen Sie helfen, erkenntlich?

Solche Gesten sind eher selten. Wahrscheinlich bin ich selber zu privilegiert, um andere Leute mit meiner Arbeit zu beeindrucken.

Gibt es Persönlichkeiten in Ihrem Leben, die Sie stark beeinflusst haben?

Da gibt es viele. Sehr beeindruckt haben mich die Biografien von Golda Meir und Gandhi. Aber auch Nelson Mandela und Kofi Annan halte ich für aussergewöhnliche Persönlichkeiten, die es in unserer Zeit mehr denn je braucht.

Was ist Ihr Lebensmotto?

Leben und leben lassen!

Sie können sich fast jeden Wunsch erfüllen. Welche drei Gegenstände würden Sie auf die berühmte Insel mitnehmen?

Meine Kinder, einen Schlafsack und leider Zigaretten.

((Kasten 1))

Dr. iur. Ellen Renée Ringier wurde am 7. Dezember 1951 in Luzern geboren. Ihr Vater Viktor Lüthy war Pelzgrossist und Kunstsammler, ihre Mutter Harriet stammt aus Wien und verbrachte ihre Jugend in England. Ellen wuchs mit zwei Schwestern in einer Villa am Vierwaldstättersee auf. In Luzern absolvierte sie die Matura Typus B. 1975 schloss sie das Jurastudium an der Uni Zürich ab. Anschliessend absolvierte sie ein Praktikum beim Rechtskonsulenten der AG für Presseerzeugnisse (BLICK) in Zürich. 1976 heiratete sie Michael Ringier (heute Präsident und VR-Delegierter der Ringier AG). 1980 promovierte sie. Nach diversen Auslandsaufenthalten und Tätigkeiten als Juristin engagierte sie sich ab 1990 ehrenamtlich für diverse kulturelle, soziale und politische Organisationen: Schweizerische Pfadistiftung, Stiftung Jugend für Akzeptanz und Toleranz («Rock gegen Hass»), Gesellschaft für Minderheiten in der Schweiz, Gemeinschaft für die Stiftung solidarische Schweiz, Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus, Komitee für Menschenwürde, Stiftung Humanitas, Stiftung für konstruktive und konkrete Kunst, Schauspielhaus Zürich, Stiftung Konzerthaus Luzern, Schweizer Freunde des Israel Museums in Jerusalem, Schweizer Freundeskreis von Givat Haviva, Handelskammer Schweiz–Israel, Institut für Kreativitätsforschung, Kinderkrippe Zwärglihuus (Ringier AG), Stiftung Elternsein usw. Die Stiftung Elternsein, von ihr gegründet und präsiert, gibt seit September die serviceorientierte Zeitschrift «Fritz und Fränzi – Magazin für Eltern schulpflichtiger Kinder» heraus (www.fritz-und-fraenzi.ch).

Ellen Ringier wohnt in Küsnacht und verbringt ihre Freizeit am liebsten mit ihrem Mann und den Töchtern Lilly und Sophie (10- und 8-jährig). Als wichtigstes Hobby nennt sie die moderne Kunst (Schwerpunkt zeitgenössische Malerei).

((Kasten 2:))

Ellen Ringiers Lieblings...

- ... mandat: «Fritz und Fränzi»
- ... erinnerung: Adoption meiner Töchter Lilly und Sophie.
- ... beschäftigung: Arbeit.
- ... objekt: Zeichnungen meiner Kinder.
- ... speise: Alle Teigwaren.
- ... lektüre: «Mars» von Dieter Zorn.
- ... spaziergang: Im Engadin durch Winterwald.
- ... künstler/in: Zu viele!